

kritische berichte

Heft 4 2021 Jahrgang 49

Die Kunsthistorikerin? Bilder und Images	Brigitte Sölch, Jo Ziebritzki, Anja Zimmermann Irene Below	Die Kunsthistorikerin? Bilder und Images. Editorial	2
		Hedda Guradze und Hanna Grisebach – unsichtbare (Vor)Bilder und ein nicht erteilter Auftrag	7
	Anja Zimmermann	Gruppenbilder mit Dame. Visuelle und diskursive Images der Kunsthistorikerin* am Beispiel einiger Fotografien des Ersten Deutschen Kunsthistorikertags von 1948	22
	Henrike Haug	Zur Un/Möglichkeit des Gelehrtenbildes	37
	Jo Ziebritzki	Wie die eigene Wahrnehmung zu wissen- schaftlicher Erkenntnis wird – untersucht anhand von Lees und Anstruther-Thomsons «Beauty and Ugliness» (1897)	50
	Brigitte Sölch	Wider das heutige Image der Kunsthistorikerin? Frühe Forschungsfelder wie Architektur, Land- schaftsraum und Territorium	63
	Änne Söll	Weltenretterin, Hellseherin, Emanze. Zur populären Inszenierung von Kunsthis- torikerinnen und Archäologinnen im zeitge- nössischen Film und Serienproduktion	79
	Annette Dorgerloh	Rettung in letzter Sekunde – Kunsthistorikerinnen in Historienfilmen zum Thema Kunstraub in der NS-Zeit/ Kriegsende	92
	Debattenbeitrag	Arbeitsbedingungen in den Kunstwissenschaften	
	Kendra Briken, Alexandra Rau, Birgit Blättel-Mink	Akademische Sorgearbeit in Zeiten ihrer digitalen Verhinderung	108

Bilder und Images *der* Kunsthistorikerin – sie sind allgegenwärtig, aber noch nicht eigens untersucht. Die Beiträge dieses Heftes sind daher nur Beginn der Auseinandersetzung von Mitgliedern des DFG-Netzwerks *Wege – Methoden – Kritiken: Kunsthistorikerinnen 1880–1970* und der gleichnamigen Ulmer-Vereins-AG.¹ Unter dem Titel *Die Kunsthistorikerin? Bilder und Images* spannen sich verschiedene Bedeutungsebenen auf, die an den Schnittstellen von Kunst- und Bildgeschichte, sowie Geschlechtergeschichte und Wissenschaftsgeschichte angesiedelt sind. Mit diesem ersten Abstecken des Forschungsfeldes sollen reaktionäre ebenso wie emanzipatorische Bilder von Frauen* in ihrer beruflichen Rolle ausgelotet und auf ihre gesellschaftspolitische und vorbildhafte Wirkung hin befragt werden.

Die Autorinnen dieses Heftes nehmen visuelle und mediale Repräsentationsfragen, verschiedene Porträtgattungen und Arten des Schreibens in den Blick. Sie reflektieren existente und nicht vorhandene Darstellungstraditionen der Gelehrten, vergleichen Vermittlungen des Berufsbildes sowie dessen soziale und gesellschaftliche Ir/relevanz, und fokussieren diverse kunsthistorische Praxen. Images und Bilder werden dabei in ihrer Bedeutungsvielfalt verstanden: als Abbild, Vorbild und Gegenbild aktivieren sie Prozesse der Imagination, Identifikation und Performanz. Denn das *Image* der Kunsthistorikerin umfasst beides, materiell-physische wie mentale Bilder, somit auch kollektive und persönliche Vorstellungen von Kunstgeschichte und ihren Vertreter*innen. In welchem Verhältnis aber stehen diese zueinander? Und inwiefern berühren sie tradierte und gewandelte Vorstellungen der Wissenschaftlerin, speziell der Geisteswissenschaftlerin, wie überhaupt der Kunst und Kunstgeschichte?

Bereits 1897, als Julius Lessing, der Direktor des Berliner Kunstgewerbemuseums, für Arthur Kirchhoffs Gutachtensammlung *Die akademische Frau* Stellung zum Frauenstudium beziehen sollte, schätzte er das weibliche Geschlecht als besonders begabt für die Deutung von Kunst ein. Aufgrund ihres «ausgeprägten Einfühlungsvermögens, ihres Sinns für Schönheit und ihrer kunsthistorischen Vorbildung» stellten Frauen, so Lessing, eine gefährliche Konkurrenz im Kampf um die damals schon dünn gesäten Stellen dar.² Als das Frauenstudium elf Jahre später in Preußen eingeführt wurde, strömten Frauen in großen Zahlen in die Kunstgeschichte. An dem sogenannten Ersten Kunsthistorischen Institut in Wien stellten sie in den 1920er Jahren 37% der Promovendinnen, an der LMU München waren es in demselben Zeitraum immerhin 21% und 1936, kurz vor dem Ausschluss jüdischer Studierender durch die rassistischen Nürnberger Gesetze, sogar die Mehrheit.³ Offenbar sahen – und sehen – Studentinnen in der Kunstgeschichte ein Fach, das mit ihrem gesellschaftlich vermittelten Selbst- und Rollenbild, dem ihnen zugeschriebenen «Geschlechtscharakter», korrespondierte. Ist bis heute die gesellschaftlich abgese-

nete Verträglichkeit der Rolle der ‚Frau‘ mit der Rolle der ‚Kunsthistorikerin‘ der Faktor, der zu der höheren Anziehungskraft des Faches bei Frauen als bei Männern führt?

Das Erkenntnispotential des Untersuchungsfeldes *Die Kunsthistorikerin? Bilder und Images* liegt in der Synchronizität der gesellschaftlichen Erfindung des spezifischen Geschlechtscharakters der ‚Frau‘ und der kritischen Reaktion auf eben dieses männlich kontrollierte Frauenbild durch das Erlernen von Berufen und das Agieren in männlich kodierten Sphären und Verhaltensmustern. Die bewusste Inszenierung des Selbst in Porträts und wissenschaftlichen Auftritten spielt daher eine bedeutende Rolle. Ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurden die familiären und häuslichen Aufgaben der ‚Frau‘ als Charaktereigenschaften in deren Biologie und Psyche verschoben.⁴ Eigenschaften wie ‚passiv‘, ‚duldsam‘ und ‚nährend‘ wurden dadurch als essentiell ‚weiblich‘ mit dem ‚Frausein‘ verknüpft und in der frühkindlichen Sozialisation als Charaktereigenschaften in Mädchen erwartet, und nicht mehr als Pflichten anerzogen.⁵ Hat die Selbstinszenierung des männlichen Wissenschaftlersubjekts das ‚Weibliche‘ gezielt ausgeschlossen oder gar als Gegenpol inszeniert?

Vor dem Hintergrund dieser Fragen und Zusammenhänge erklärt sich, dass die ersten öffentlich arbeitenden Kunsthistorikerinnen ihr Bild und Image als Intellektuelle, Akademikerin oder Akteurin im Kunst- und Architekturfeld zu Beginn des 20. Jahrhunderts in einem Spiel aus an- und ablehnender Positionierung zu jenem des ‚Mannes‘, dessen Geschlechtscharakter als ‚öffentlich wirksamer‘, ‚tatenreicher‘ Kulturarbeiter kodiert war, erfinden mussten – ein Prozess, dessen Auswirkungen bis in die Gegenwart differenziert zu analysieren wären.⁶

Schon vor der Etablierung der akademischen Kunstgeschichte traten gelehrte Frauen und (Kunst-)Kritikerinnen als Autorinnen, sowie als Gegenstand von Kunst und Literatur in Erscheinung.⁷ Darüber hinaus hatte ein Autor wie Molière bereits 1662 mit der Uraufführung von *Die Schule der Frauen* patriarchale Ehevorstellungen desavouiert, bevor seine Komödie *Die gelehrten Frauen* (1672) mit gesellschaftlichen Wertesystemen und emanzipatorischen Kräften spielte.⁸ Anfang des 20. Jahrhunderts, als Frauen den öffentlichen Raum als ihre Wirkungsstätte eroberten, stellte eine Autorin wie Elisabeth Zuber die Frage nach Arbeitspraktiken, dem öffentlichen Bild und Wirken sowie der Rezeption einer einflussreichen Künstlerin, in dem Fall der unter einem Pseudonym schreibenden Dichterin George Eliot. Zubers drei Kategorien fokussierender Aufsatz *George Eliot als Gelehrte, Dichterin und Frau* (1922) schreibt das anhaltend große Interesse an Eliots Werk im US-amerikanischen Raum der Tatsache zu, dass dort im Gegensatz zu Großbritannien nicht *l'art pour l'art* zum vorherrschenden Prinzip geworden sei, sondern Kunst weiterhin auch unter ethischen und moralischen Gesichtspunkten interessierte. Trenne man beides, so müsse eine philosophisch und sozialpolitisch orientierte Autorin wie «George Eliot fallen, da ihre Stärke in dem Glauben an ihre Mission» liege.⁹

Von solchen rezeptionsgeschichtlichen Bedingungen sind auch die Kunstgeschichte und ihre Vertreter*innen geprägt. Wie positionieren sich etwa, wäre deshalb umgekehrt zu fragen, Kunsthistorikerinnen zwischen scheinbar konträren Polen wie der *l'art pour l'art* und einem sozialpolitischen Verständnis von Kunst – und welche eigenen Ansätze entwickelten sie innerhalb dieser Diskurse? Welche Rolle spielten das Geschlecht sowie die binäre und dabei misogynen Gesellschaftsstruktur in diesem Zusammenhang?

Die Feministische Kunstgeschichte begann ab den 1970er Jahren, die Kategorie Geschlecht auf kunsthistorische Methoden und Gegenstände anzuwenden.¹⁰ Das führte zu einer intensiven Beschäftigung mit Wirkungen von Images, etwa denen von Männlichkeit und Weiblichkeit – in Bildern ebenso wie in Texten. Überraschend lange blieb ›die‹ Kunsthistorikerin dabei jedoch im toten Winkel der Forschung. Künstlerinnen hingegen beschäftigten sich in dieser Zeit durchaus mit den Bildern und Images von Kunsthistorikerinnen. So hatte beispielsweise die US-amerikanische Künstlerin Carolee Schneemann 1968 in der Performance *Naked Action Lecture* unter anderem provokativ gefragt «Can an art historian be a naked woman?» sowie «Does a woman have intellectual authority?» und war auch nackt aufgetreten, um die lang tradierte Kopplung von Körperlichkeit und Weiblichkeit zu thematisieren (Abb. 1).¹¹ 1983 spielte die DDR-Künstlerin Eva Mahn mit dem Verhältnis von Körper, Nacktheit und Gelehrtentum, als sie die – im übrigen erstaunlich häufig und vielfältig von Künstler*innen ins Bild gesetzte – Leipziger Kunsthistorikerin Renate Hartleb mit hochgestecktem Haar und Brille als bekleidete und als halbnackte Sitzfigur in Schwarz-Weiß-Fotografien porträtierte (Abb. 2). Welche Praktiken der Subjektivierung waren und sind in der patriarchal strukturierten Wissenschaft möglich und wie finden sie Ausdruck?¹² Wie viel Ironie, wie viel Humor kam dabei – und konnte dabei überhaupt – ins Spiel kommen? Da sie Expertinnen visueller Semantik sind, stellen Darstellungen und Vorstellungen von Kunsthistorikerinnen einen Erkenntnis versprechenden Untersuchungsgegenstand dar. Auch können Porträts Aufschluss über ihre selbstbewusste Aneignung von Rollen geben – als ›Frau‹, als ›berufstätiger Kunsthistoriker‹, bis hin zur spielerischen Subversion oder dem Bruch mit eben diesem Part.

Diese Fragen und Beobachtungen lohnt es in die Lektüre der folgenden Beiträge mitzunehmen, die unterschiedliche Zeiträume, Generationen und Kontexte diskutieren. Zugleich zeichnen sie nur ein kleines Kaleidoskop des behandelten Themenfeldes. Ein Kaleidoskop, das die Auseinandersetzung mit *Critical Whiteness* und Klassismus als Desiderat erkennen lässt. Zudem wird die weitergehende Frage nach Vorbildern wichtig, die Geschlecht und Ethnie als Analysekatoren einbeziehen. Wie prägt beispielsweise die Forschung von Viktoria Schmidt-Linsenhoff das Image der Kunstgeschichte?¹³ Welchen Einfluss hat die geschichtsträchtige Aktivistin Samella Lewis auf das Berufsbild der Kunsthistorikerin?¹⁴ Als Black American Art Historian und zugleich Künstlerin kann sie womöglich für die Spannweiten des Tätigseins als Kunsthistorikerin in Relation zur öffentlichen Vorstellung und Wahrnehmung derselben sensibilisieren. Auch wenn diese Fragen in diesem Heft offen bleiben, bilden die Beiträge doch auch ein Kaleidoskop das zeigt, dass eine postmigrantische Gesellschaft wie Deutschland im Verhältnis zu Wahrnehmungs-, Wirkungs- und Handlungsräumen das Fach Kunstgeschichte unmittelbar betrifft. Zumal im Bundestagswahlkampf 2021 einmal mehr aufgefallen ist, wie wenig Kultur und Kunst thematisiert werden¹⁵ – und welche Herausforderung es auch vor diesem Hintergrund für die Kunstgeschichte ist, sich der Bilder und Images ihrer Vertreter*innen bewusst zu werden, um an deren Gestaltung mitzuwirken.



1 Carolee Schneemann während der Performance *Naked Action Lecture* am 27. Juni 1968 in London.



2 Eva Mahn, *Doppelporträt einer Kunsthistorikerin*, Leipzig 1983, Besitz der Künstlerin.

Anmerkungen

- 1 DFG Netzwerk: <http://www.kunstgeschichte.hu-berlin.de/forschung/laufende-forschungsprojekte/wege-methoden-kritiken-kunsthistorikerinnen-1880-1970/>; AG beim Ulmer Verein: http://www.ulmer-verein.de/?page_id=14618, Zugriff am 30.09.2021.
- 2 Arthur Kirchhoff, *Die akademische Frau*, Berlin 1897. Für eine ausführlichere Analyse von Lessings Studie siehe K. Lee Chichester u. Brigitte Sölch, Einleitung und Editorische Notizen, in: *Kunsthistorikerinnen 1910–1980*, hg. v. Dies., Berlin 2021, S. 9–37, hier S. 10–11.
- 3 Ebd., S. 12, 24; Die Datenerhebung und Auswertung wurde maßgeblich von K. Lee Chichester betrieben, siehe hierzu Ebd., S. 12, Anm. 18.
- 4 Karin Hausen, Die Polarisierung der «Geschlechtscharaktere» – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, hg. v. Werner Conze, Stuttgart 1976, S. 363–393.
- 5 Ebd.
- 6 Anja Zimmermann, Dunkelheit, fast Finsternis. Zu Performanz und Geschlecht kunsthistorischen Sprechens, in: *Der Auftritt, Performanz in der Wissenschaft*, hg. v. Thomas Etzemüller, Bielefeld 2019, S. 153–173.
- 7 Vgl. z.B. Nicola Shilliam, *Charlotte Catherine Patin. A Seventeenth-Century Female Art Historian?*, <https://library.princeton.edu/news/marquand/2015-11-17/charlotte-catherine-patin-seventeenth-century-female-art-historian> (Zugriff am 25.09.2021).
- 8 Molière, *Die gelehrten Frauen. Komödie in fünf Akten*, übers. v. Rainer Kohlmayer, mit einem Nachw. v. Volker Held, Stuttgart 2004.
- 9 Elisabeth Zuber, George Eliot als Gelehrte, Dichterin und Frau, in: *Neophilologus*, 1922, S. 109–125, hier S. 109.
- 10 Vgl. Sigird Schade u. Silke Wenk, Inszenierungen des Sehens. Kunst, Geschichte und Geschlechterdifferenz, in: *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*, hg. v. Hadumod Bußmann u. Renate Hof, Stuttgart 1995, S. 340–407; *Kunstgeschichte und Gender. Eine Einführung*, hg. v. Anja Zimmermann, Berlin 2006.
- 11 Carolee Schneemann Foundation, Website, <https://www.schneemannfoundation.org/artworks/naked-action-lecture>, Zugriff am 22.09.2021.
- 12 Siehe Thomas Alkemeyer, Gunilla Budde, Dagmar Freist, Einleitung, in: *Subjekt-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung*, hg. v. Dies., Bielefeld 2013, S. 9–30.
- 13 Vortrag von Monica Juneja «Das «koloniale Unbewusste» als Grundlage für eine transkulturell ausgerichtete Kunstgeschichte – weiter denken mit Viktoria Schmidt-Linsenhoff» bei dem Workshop des o.g. DFG-Netzwerks am 30. März 2021, online.
- 14 Vortrag von Christian Kravagna «Samella Lewis und die afroamerikanische Kunstgeschichte», bei demselben Workshop (wie Anm. 13).
- 15 Vor der Bundestagswahl haben die AG Arbeitsbedingungen Kunstwissenschaft und der AK Provenienzforschung e.V. die bildungs- und forschungspolitischen Sprecher*innen der Bundestagsfraktionen zu den universitären Arbeitsverhältnissen befragt: http://www.ulmer-verein.de/?page_id=14797.

*Education involves encounter between persons, and that encounter involves care.*¹

Die *kritischen berichte 2021* widmen sich in den Debattentexten den prekären Arbeitsbedingungen in den Kunstwissenschaften – und darüber hinaus. Die Beiträge unserer Vorrednerinnen zeigen, dass die Befristungspraxis im sogenannten «Mittelbau» sehr zurecht im Zentrum der Kritik steht. Nur 15 Prozent des Mittelbaus in Deutschland sind unbefristet, Kolleg*innen unter 45 Jahren sind gar zu 93 Prozent befristet beschäftigt, darunter viele auf Verträgen mit einer Laufzeit von unter zwölf Monaten.²

Prekarität ist facettenreich; wer dem Hashtag *IchBinHanna* auf Twitter folgt, erfährt eine Menge über die individuellen Lebensweisen, die sich hinter den Strukturen verbergen. Arbeitsbedingungen im akademischen Feld ermöglichen und begrenzen Lebensweisen, mithin determinieren sie sie. Schlechterdings wirken sie sich auf die konkreten Arbeitspraktiken und Sozialbeziehungen innerhalb der Universitäten aus und sind ein Vehikel für die Verteilung der Positionen im hierarchisch geordneten akademischen Raum. Nicht zuletzt, so verdeutlicht überzeugend Eva-Maria Troelenberg, sind die Arbeitsbedingungen in der Hochschule strukturell äußerst voraussetzungsvoll und erfordern die Performance einer *Persona*, oder in unseren Worten, einer Subjektivierungsweise, die «stets physisch und psychisch leistungsfähig [ist], nie außerwissenschaftlich verpflichtet (oder auch nur interessiert), sie wird nicht von sozialen oder kulturellen Differenzerfahrungen abgelenkt und ist wirtschaftlich unabhängig oder aber komplett anspruchslos.»³ In Arbeitsbedingungen artikulieren sich somit Normen und Normalitätsvorstellungen, denen zu entsprechen Wissenschaftler*innen genötigt sind, wenn sie die Chance auf eine erfolgreiche Karriere erhöhen möchten. Troelenbergs kritische Intervention besteht mit Blick auf das Thema Diversität darin, das akademisch institutionalisierte Konzept jener «Norm-Persona» zu hinterfragen, welches keine biographischen Brüche, Fraktionen oder Retardierungen einrechnet.⁴

Wir teilen diese Kritik und gehen von ähnlichen Diagnosen aus.⁵ In unserem Beitrag wollen wir hinzufügen, dass erstens die im Fokus der Neoliberalisierung der Hochschule stehende akademische «Norm-Persona» nicht geschlechtsindifferent ist, sondern männlich-hegemoniale Subjektivierungsweisen privilegiert werden; damit verknüpft werden zweitens nicht nur Brüche und Widersprüche aus dem akademischen Idealtypus herausgeschrieben, sondern auch reproduktive Praktiken, die wir *akademische Sorgearbeit* genannt haben; beide Diagnosen finden sich drittens neuartig verschränkt und mit neuen Ansatzpunkten für kritische Interventionen in der Coronakrise und der durch sie verstärkten Digitalisierung der Hochschulen, insbesondere der Lehre.

Neoliberale Hochschule und Frau*sein – *This is not a lovesong*⁶

Ein Blick zurück auf die Krise vor der Krise. Die Bedingungen der akademischen Wissensproduktion und der damit verbundenen Subjektivierungsweisen haben sich durch das neoliberale Gesellschaftsprojekt grundlegend verändert.⁷ Hochschulen werden nunmehr nach Logiken des Marktes, nach Prinzipien von Wettbewerb, Effizienz und Erfolg gesteuert. Der im Ausgang des Fordismus noch dekommodifizierte Bereich der Bildung an Hochschulen wird zunehmend der Warenförmigkeit unterworfen, und Hochschulen als Orte von Forschung und Lehre wandeln sich zu Schauplätzen der «Rationalität des Marktes», die sich «durch und für den Markt» definieren.⁸ Forschung gilt nun der Produktion von Wissen, das vermarktbar und profitversprechend ist. Lehre erhält demgegenüber eine eher marginale Rolle.⁹ Sie wird zum Produktionsmittel für studentische Humanressourcen, die dem Arbeitsmarkt jenes Wissen liefern, das zukünftigen Arbeitgeber*innen einen Wettbewerbsvorteil verspricht.

Dabei lässt sich aus feministischer Perspektive zunächst einmal sagen, dass die neoliberale Hochschule mit einem attraktiven Versprechen der Chancengleichheit/Gendergerechtigkeit operiert: Erfolg haben jene, die leistungsfähig sind, unabhängig von ihrem Geschlecht. Dass dies realiter dann doch nicht so gemeint, wie gedacht ist, zeigen zahlreiche feministische Studien. Zwar steigt der Anteil an Akademikerinnen an Hochschulen, vornehmlich jedoch in den Stabsstellen, während die sich kaum verringernden *gender pay* und *gender pension gaps* hingegen auf strukturelle Benachteiligungsmuster verweisen, die in einem Teufelskreis auch in der Befristungspraxis zum Ausdruck kommen.¹⁰ Zudem zeigt sich auch hier die Renitenz des Systems, so seit Wilhelm von Humboldt der Idealtypus des Wissenschaftlers – nunmehr in seiner unternehmerischen Variante – als männliche Norm-Persona im Sinne von Troelenberg in Szene gesetzt wird. Deutlich ist jedenfalls, dass die neoliberale (Neu)Verhandlung von Subjektivierungsweisen eine «Re-Souveränisierung der Männlichkeit bzw. von Männern» wie auch die Suspendierung weiblicher Lebensentwürfe und Existenzweisen mit sich führt.¹¹ Markieren lässt sich zumindest, dass das Versprechen der Geschlechtergerechtigkeit unter den Bedingungen der neoliberalen Hochschule offenbar nur für «wertschöpfungsstarke» Akademiker*innen einlösbar wird.¹² Vor allem gilt nach wie vor, dass ein erfolgreiches akademisches respektive «unternehmerisches Selbst» in der Akademie deutlich zu Lasten von sorgenden Verpflichtungen, Interessen, Bedürfnissen und Subjektivierungsweisen jenseits der Erwerbsarbeit geht.¹³ Letztlich werden reproduktive Notwendigkeiten und Abhängigkeiten strukturell geleugnet. Das zugrunde gelegte Verständnis von Geschlechtergerechtigkeit ist in diesem Sinne ganz im unternehmerischen Stil quantitativ verkürzt: Eine «gerechte» Stellenverteilung erfolgt auf Basis von Zahlen und Faktoren, die selbst freilich die in ihnen liegenden Widersprüche neutralisiert haben. Nicht zuletzt führt dies dazu, dass vor allem Frauen, aber auch zunehmend junge Wissenschaftler*innen mit alternativen Lebensmodellen und -entwürfen und/oder in befristeten Arbeitsverhältnissen die akademische Laufbahn abbrechen bzw. auf andere Berufswege umstellen.¹⁴

Neoliberale Hochschule und Akademische Sorgearbeit – *I'm adaptable and I like my new role*

Im Rahmen der beschriebenen Rationalisierung der akademischen Lebenswelt wird auch das Umstellen auf das (Ver)Messen in der neoliberalen Hochschule ubiquitär. Als «unternehmerisches Selbst» transformieren die Wissenschaftler*innen akademi-

sche Arbeit permanent in quantitative und quantifizierbare Messgrößen, mit dem Ziel, sie für den akademischen Markt verwertbar zu machen.¹⁵ Trotz der Abwertung der Lehre – da nicht am Markt vermittelbar – bilden die Lehrevaluationen eine neuartige Chiffre, die auf dem Arbeitsmarkt einsetzbar ist. Das Herausstreichen sorgender Tätigkeiten aus der Logik und Struktur universitären Lebens ist damit noch mit einem weiteren, uns zentral erscheinenden Gesichtspunkt verbunden. Wir gehen davon aus, dass Sorgearbeit nicht nur etwas ist, dass im Privaten geleistet wird, dort verortet ist und entsprechend aus dem Bereich der Erwerbsarbeit tatsächlich abgesondert werden kann. Hingegen denken wir, dass Sorgearbeit auch im Kontext der Hochschule selbst ein zentraler und konstitutiver Bestandteil insbesondere der Lehrtätigkeit ist. Dieses Verständnis einer Sorgearbeit *im* Arbeitsprozess meint den in marktvermittelten Arbeitsverhältnissen steckenden Anteil von Tätigkeiten des Sorgens und Sich-Kümmerns, der nicht als professionell oder als dem Beruf inhärent gilt und Reproduktionserfordernisse abbildet, die im Rahmen des akademischen Arbeitsprozesses anfallen. Wir betrachten Sorgearbeit dementsprechend als notwendigen Teil akademischer Arbeitspraktiken und Sozialbeziehungen, die auch und immer Prozesse der Wissensaneignung und -vermittlung, kurzum, des Lernens umfassen. Unser Blick öffnet sich damit für die nicht selten hinter der strukturellen Vereinbarkeitsfrage zurückstehenden Fragen nach den Mechanismen der (Re)Produktion akademischer Carearbeit. Hierbei folgen wir Raewyn Connells Überlegungen zum Konzept der «Begegnung» (*encounter*), die für die Praxis der Bildung und damit für den Prozess der Wissensvermittlung und -aneignung essentiell ist.¹⁶ In dieser Lesart ist «Begegnung» eine spezifische Form sozialer und emotionaler Interaktion beziehungsweise der Beziehungsarbeit. Cassandra M. Guarino und Victor M. H. Borden beschreiben unseren Ausgangspunkt eindrücklich: «Hier, in diesem Feld der Begegnungen, [...], entsteht ein Raum, der nicht allein als produktive Arbeit verstanden werden kann, sondern der in besonderer Weise auch soziale Reproduktionserfordernisse beinhaltet. Oder, anders gesagt, hier artikulieren sich die Pflegebedürfnisse einer «akademischen Familie» – und oft werden sie von Frauen erfüllt.»¹⁷

Unsere Perspektive gewinnt an Brisanz, wenn wir sie vor der Folie der Neoliberalisierung der Hochschulen lesen. Denn die Auswirkungen dieser Vermarktlichung und die damit verknüpfte metrische Regierung durch Zahlen sind folgenreich für die Arbeit an und in Sozialbeziehungen und somit folgenreich auch für die darin eingelassene Sorgearbeit.¹⁸ In der neoliberalen Hochschule wird sie – so das Hauptargument hier – einer doppelten und gleichzeitigen Bewegung unterzogen: Sie wird durch die Programmatik des Vermessens, des Standardisierens und durch Ratings aus der Beziehung zwischen Lehrenden und Studierenden, aus ihrer Materialität und Realzeit – der *Begegnung* –, in eine formale Abstraktion *verdrängt* und zugleich als Sorgearbeit *unsichtbar gemacht*. Sorgearbeit, die immer nur qualitativ zu verstehen ist und Begegnung ermöglicht, die für Wissensaneignung konstitutiv ist, verschwindet in stati(sti)schen Messgrößen, in Ergebnissen von Evaluationen, in einer zeitlichen Bemessung der Betreuung von Haus- und Abschlussarbeiten.

Wird Sorgearbeit an Hochschulen thematisiert, wird sie also sichtbar gemacht, dann indem sie an externe Beratungs- und Servicestellen ausgelagert wird. In dem wohl am umfassendsten der Idee der Vermarktlichung unterworfenen britischen Hochschulsystem ist die Antwort auf einen Anstieg an psychischen Krankheiten in zwei Jahren um vierzig Prozent bei Studierenden und Lehrenden beispielsweise die Einrichtung einer 24/7-Hotline, an die sich wenden kann, wer leidet. Dahinter

stehen Beratungsfirmen, die sich auf diesen Markt spezialisiert haben, und die aus dem Gut der psychologischen Beratung eine standardisierte Massenware gemacht haben. An einer schottischen Universität ist das Problem sogar sehr konkret ‚ausgelagert‘ worden. Dort wurde schlicht eine ‚breathing bench‘ auf dem Campus aufgestellt. Den Stress wegatmen!

Zwar wird die Sorgearbeit formal ausgelagert, aber in die akademischen Arbeitszusammenhänge ist und bleibt sie eingelagert – und sie wird, wie im Privaten, feminisiert oder prekariert. Es sind Akademikerinnen und häufig auch der Mittelbau, die überproportional die akademische ‚Hausarbeit‘ leisten. Sie sorgen für den sozialen Kitt und emotionale Anteilnahme – leisten damit Arbeiten, die sich nicht in dem formalen akademischen Leistungskatalog abbilden lassen. Prinzipiell wenden sich Studierende mit Fragen wie auch Affekten eher an Dozentinnen und nicht-professorale Statusgruppen, was deren zeitliche wie psychische Ressourcen anders verausgibt als die ihrer Kollegen.¹⁹ Geweint wird in der Regel in den Büros der Frauen und der wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen.²⁰

Akademische Sorgearbeit in der Pandemie – *Are you ready to grab the cradle?*

Wie in allen gesellschaftlichen Bereichen zeichnete sich früh ab, dass die Pandemie soziale Ungleichheiten auch im akademischen Arbeitsfeld eher verschärfen und dass sie nicht genderneutral wirken würde. Unter anderem reichen Frauen weniger Publikationen ein. Lehrdeputatsreduktionen für Akademiker*innen mit Pflegeverpflichtungen müssen hart verhandelt werden; die Konsequenzen für den prekär beschäftigten Mittelbau auf den befristeten Stellen bleiben abzuwarten. Akademische Sorgearbeit steckt, so konnten wir zeigen, schon seit längerem in der doppelten, nach außen wie innen wirkenden Krise. Der Wechsel zur Online-Lehre hat die nicht vergütete Carearbeit außerhalb des Arbeitsplatzes und mit ihr verbundene Vereinbarkeitsfragen zurück in die Diskussion gebracht. Die der akademischen Arbeit innewohnende Sorgearbeit hingegen findet weiterhin nur selten Erwähnung, noch am ehesten als verrechtlichte Sorgepflicht der Hochschule gegenüber Studierenden. Die Sorgearbeit *im* Arbeitsprozess, der in marktvermittelten Arbeitsverhältnissen steckende Anteil von Tätigkeiten des Sorgens und Sich-Kümmerns, der sich insbesondere in den realen Begegnungen zwischen Lehrenden und Studierenden erschließt und maßgeblich für Bildungsprozesse ist, wurde in den digitalen Raum verschoben (Abb. 1).

Sorge wurde in der neoliberalen Hochschule schon vor der COVID-19-Krise verstärkt an andere Orte und in andere Begegnungen (Beratungsstellen) ausgelagert oder in andere Werkzeuge (Evaluationen, Feedback Loops) übersetzt. Diese Institutionen und Instrumente setzen nicht nur Anreize zur Selbst-Sorge für die Studierenden; letztere werden auch zunehmend verpflichtet, sich um ihre Seel-Sorge selbst zu kümmern, die Beratungsangebote anzunehmen und sich (quasi unternehmerisch) zu aktivieren. In der COVID-19-Krise wird diese Form der Auslagerung weiter und auf ihre digitale Spitze getrieben. So wird das Management britischer Hochschulen in der Kommunikation mit Studierenden wie Lehrenden nicht müde, auf *mindfulness apps* und Telefonberatungen zu verweisen. Der Trend geht dort hin zu einer Uberisierung von therapeutischen Angeboten. Zur selben Zeit kämpfen die Lehrenden, darunter ein sehr großer Anteil auf befristeten Drittmittel- beziehungsweise Qualifikationsstellen, mit E-Mails, in denen sich die konkreten Situationen, Leid und Sorge der Studierenden manifestieren.²¹



1 Big business is very wise. Akademische Sorgearbeit unter Pandemiebedingungen, 2021

Die Lehren aus dem «alternativlosen» Umstieg auf die Online-Lehre verheißen zunächst nichts Gutes. Wir sehen eine Kontinuität in der Art und Weise, wie im akademischen Feld systematisch die Idee von Sorgearbeit, von sozialer Reproduktion als immanentem Bestandteil von Arbeit ausgeblendet wird. Wissenschaftliche Arbeit kennt in ihrer idealtypischen Logik, schon bei Wilhelm von Humboldt, keine Begegnungen im Sinne Connells. Das akademische Subjekt sei ungebunden und sorgenfrei. Eine «erfolgreiche» Konstruktion dieser Persönlichkeit beutet andere soziale Subjekte und Lebensweisen systematisch aus und ist ihrer Programmatik nach seit jeher männlich konnotiert.²²

Die Positionierung in diesem aktuell sehr dynamischen und umkämpften Feld wirkt auf die normalisierten Verständnisse von Arbeitsteilung im akademischen Bereich. Der sogenannte Mittelbau hat traditionell eine wichtige Scharnierfunktion zwischen Studierenden und Professor*innenschaft. In der Warteschlange der Cafeteria wirkt die WiMi ansprechbarer als die Professor*in. In der digitalen Lehre scheint selbst noch dieses Vertrauensverhältnis gefährdet. So berichten uns Vertreter*innen des Mittelbaus, dass sie kaum noch wüssten, welche Lernerfolge die Studierenden hätten, was nicht zuletzt an sich reduzierenden Sozialbeziehungen liege. Die paradoxe Folge: Die Studierenden beklagen sich über eine zu hohe Arbeitslast und der Mittelbau ist verunsichert, weil er nicht mehr weiß, ob der Wissenstransfer funktioniert. Zugleich schafft der digitale Raum auch eine unerwartete Verflüssigung einer subtilen Grenze. Einige Studierende artikulieren, dass ihnen eine digitale Sprechstunde weniger Angst bereite, als etwa in das Büro der Lehrenden einzutreten. Umgekehrt erlaubt die digitale Begegnung Lehrenden Einblicke in soziale Verhältnisse, in private Lebensbereiche, die auch ein zielgenaueres Eröffnen von Unterstützung etwa von sehr isoliert lebenden Studierenden oder Alleinerziehenden ermöglichen.

Derzeit wird mit Blick auf die «Online-Lehre» die Frage der akademischen Sorgearbeit kaum, das Verschwinden der (hier physischen) Begegnung etwas häufiger

diskutiert. Derweil wird das ohnehin unsichtbare akademische Reproduktionskonto weiter über Gebühr belastet. Extrapolieren wir unsere Befunde aus der Prä-COVID-19-Zeit, so werden auch diese Schulden erneut vornehmlich Frauen oder andere prekarierte Akademiker*innen zu tilgen haben. Die Krise macht auch hier Ungleichheitsverhältnisse allzu deutlich, die zuvor schon gelebt wurden.²³ Im internationalen Kontext nutzen Universitäten die Corona-Lehre, um mittelfristig auf *blended learning* umzusteigen. Die Gestalt dieser möglichen Universität, so können wir festhalten, wird derzeit entworfen. Die Schatten, die sie wirft, lassen vermuten, dass unsere feministischen Kämpfe auch hier fortgesetzt werden müssen.

Der Schwenk zum *blended learning* könnte aber auch positiv gewendet werden, etwa durch eine Aufwertung der Begegnungen. Obgleich derzeit insbesondere für Deutschland die Präsenzhochschule unhinterfragt zu sein scheint, wäre jetzt eine gute Chance zu diskutieren, wie die Begegnung als pädagogische Praxis wieder neu entworfen werden kann.²⁴ Wenn Universitäten mittelfristig wieder zu Orten der permanenten Begegnung werden, hieße dies, Rückschau zu halten und auch zu fragen, was gefehlt hat und wie akademische Lehre und die in ihr eingeschriebene Sorgearbeit aufzuwerten wären. Die Expertise ist vorhanden. Das Arbeiten an einer kollektiven Handlungsmacht jedenfalls kommt an dem Streiten für Zeit und Raum reproduktiver, sorgender Praktiken nicht vorbei. Sorgende Praxis freilich benötigt Lehrende, die Zeit und Raum für die Begegnungen haben, ohne in der Spirale der Sorge um ihren eigenen Arbeitsplatz zu sein.

1 Raewyn Connell, *The Neoliberal Cascade and Education: An Essay on the Market Agenda and Its Consequences*, in: *Critical Studies in Education*, 2013, Bd. 54, Heft 2, S. 99–112, hier S. 104.

2 Siehe hierzu auch: Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS), Website, 2020, <https://soziologie.de/aktuell/stellungnahmen/news/stellungnahmer-deutschen-gesellschaft-fuer-soziologie-dgs-zu-beschaeftigungsverhaeltnissen-in-der-wissenschaft-1>, Zugriff am 14. September 2021.

3 Eva-Maria Troelenberg, Struktur und Diversität. Zur Debatte der Arbeitsbedingungen in der Wissenschaft, in: *kritische berichte*, 2021, Bd. 49, Heft 2, S. 91–96, hier S. 93.

4 Ebd.

5 Unsere Intervention basiert auf einem Beitrag aus dem Jahr 2018. Wir danken den Herausgeberinnen für die Möglichkeit, unsere Ideen hier aktualisieren zu können (siehe Kendra Briken, Birgit Blätzel-Mink, Alexandra Rau u. Tilla Siegel, Sei ohne Sorge: Vom Vermessen und Un/sichtbarmachen akademischer Sorgearbeit in der neoliberalen Hochschule, in: *Vermessene Räume – Gespannte Beziehungen: Unternehmerische Universitäten und Geschlechterdynamiken*, hg. v. Sabine Hark u. Johanna Hofbauer, Berlin 2018, S. 311–339.)

6 Die englischen Teile der Zwischentitel sind dem Song *This is not a love song* der britischen Band Public Image Ltd. aus dem Jahr 1983 entnommen.

7 Andrea D. Bührmann, Wissensgesellschaften und soziale Ungleichheitsverhältnisse. Der Bologna-Prozess zwischen Gleichheitsversprechen und Ungleichheitswirklichkeiten, in: *Die unternehmerische Hochschule aus der Perspektive der Geschlechterforschung. Zwischen Aufbruch und Beharrung*, hg. v. Kristina Binner, Bettina Kubicek u. a., Münster 2013, S. 209–225.

8 Wendy Brown, *Die schleichende Revolution. Wie der Neoliberalismus die Demokratie zerstört*, Frankfurt am Main 2015, S. 216–217.

9 Leider haben wir keine Zahlen darüber, wie hoch der Anteil der aktiven Professor*innen ist, die ihre Lehre – jenseits des regulären Forschungssemesters reduziert haben: aufgrund der Leitung von prestigeträchtigen Verbundvorhaben; aufgrund ebenso angesehener ERC-Grants oder anderweitiger Freistellungen. Auch wenn solche Freistellungen refinanziert sind, d.h. Vertretungen möglich sind, so fehlt doch die forschungsbasierte Lehre dieser VIPs! Es gibt Hochschulen, an denen sich Professor*innen über Jahre aus der Lehre fernhalten. Hochschulrankings, die profilierte Wissenschaftler*innen durchaus als einen Bewertungsfaktor kennen, laufen hier ins Leere. Zudem wüssten wir gerne, wie es hier um die Geschlechterverhältnisse steht. Dabei denken wir an die

Exzellenzinitiativen in Deutschland, deren Protagonist*innen sich erst im Verfahren und nach Kritik von feministischer Seite um diese Frage kümmerten.

10 Vgl. zur Besetzung der Stabsstellen Birgit Blätzel-Mink, Alexandra Rau u. Kendra Briken, *Neue Berufe im Hochschul- und Wissenschaftsmanagement. Chancen und Hemmnisse aus feministischer Perspektive*, in: Binner/Kubicek u. a. 2013 (wie Anm. 7), S. 86–104, und zum *gender pay* und *gender pension gap*, über die für Deutschland keine einheitlichen Berichte vorliegen, exemplarisch: Beate Kortendiek, Lisa Mense, Sandra Beaufays, Jenny Bünnig, Ulla Hendrix, Jeremia Herrmann, Heike Mauer u. Jennifer Niegel, *Gender-Report 2019: Geschlechter(un)gerechtigkeit an nordrhein-westfälischen Hochschulen. Hochschulentwicklungen, Gleichstellungspraktiken, Gender Pay Gap*, Essen 2019.

11 Sigrid Metz-Göckel, Abwinken und Abnicken. Über das «schmutzige Geschäft» mit frauenpolitischen Interessen und Geschlechterpolitik an Hochschulen, in: *Gefühlte Nähe – faktische Distanz. Geschlecht zwischen Wissenschaft und Politik. Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung auf die «Wissengesellschaft»*, hg. v. Birgit Riegraf u. Lydia Plöger, Opladen/Farmington Hills 2009, S. 23–48; vgl. allgemein zur Frage der «Remaskulinisierung der Lebensführung»: Alexandra Rau, *Psychopolitik. Macht, Subjekt und Arbeit in der neoliberalen Gesellschaft*, Frankfurt am Main 2010, S. 412–430. Siehe auch Birgit Blätzel-Mink, Kendra Briken u. a., *Wissenschaftsmanagement: Neue Karrierewege für Frauen?*, in: *Gleichstellung im Reformprozess: Neue Karrierewege für Frauen?*, hg. v. Birgit Blätzel-Mink, Astrid Franzke u. a., Königstein/Taunus 2011, S. 37–59.

12 Brigitte Young, Geschlechterdemokratie für Wertschöpfungsstarke. Grenzziehungen zwischen Migrantinnenpolitik und «Gender-mainstreaming», in: *Forum Wissenschaft*, 2001, Heft 2, S. 38–41.

13 Ulrich Bröckling, *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt am Main 2007. Siehe etwa Blätzel-Mink/Franzke u. a. 2011 (wie Anm. 14); Anastasia Christou, *Feminisms, Crises and Affect: Women in Academia Contemplating Publics and Performativities*, in: *Interface: A Journal for and about Social Movements. Action note*, 2016, Bd. 8, Heft 1, S. 34–44; beziehungsweise zu neoliberaler Hochschule und Gender auch: Alison Phipps u. Isabel Young, *Neoliberalisation and «Lad Cultures» in Higher Education*, in: *Sociology*, 2015, Bd. 49, Heft 2, S. 305–322.

14 Ob und in welcher Weise sich diese Weichenstellung auf die folgenden Generationen von Wissenschaftler*innen auswirkt, bleibt abzuwarten. Im deutschen Kontext ist immerhin auf einen wachsenden Widerstand im Bereich des

Mittelbaus zu verweisen, etwa im Rahmen des Netzwerks für «Gute Arbeit in der Wissenschaft», Website, <http://mittelbau.net>, Zugriff am 14. September 2021.

15 Bröckling 2007 (wie Anm. 15).

16 Connell 2013 (wie Anm. 1), S. 104.

17 Cassandra M. Guarino u. Victor M. H. Borden, Faculty Service Loads and Gender: Are Women Taking Care of the Academic Family?, in: *Research in Higher Education*, 2017, Bd. 58, Heft 4, S. 672–694.

18 Peter Miller, Governing by Numbers: Why Calculative Practices Matter, in: *Social Research*, 2001, Bd. 68, Heft 2, S. 379–396.

19 Mary Henkel, *Academic Identity and Policy Change in Higher Education*, London 2000; Sophie Inge, Students «More Likely to Go to Female Lecturers for Favours». Special Requests Divert Women from More Productive Activities, Study Warns, in: *Times Higher Education*, <https://www.timeshighereducation.com/news/students-more-likely-go-female-lecturers-favours>, Zugriff am 12. September 2021.

20 Diese Feststellung geht zurück auf eine teilnehmende Beobachtung und an der Arbeiter*innenbefragung orientierten Aktion während der Streiks an britischen Hochschulen 2019/20. Durchweg alle Frauen bejahten dies; Männer konnten sich nicht erinnern, je mit weinenden Studierenden zu tun gehabt zu haben.

21 Hierzu gibt es (noch) keine Studien, wir greifen auf eigene Erfahrungen und Gespräche mit Kolleginnen im UK wie in Deutschland zurück.

22 Steffani Engler, *In Einsamkeit und Freiheit? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur*, Konstanz 2001.

23 Diese Beobachtung wird anhand einer Masterarbeit an der Goethe-Universität Frankfurt am Main bestätigt. Befragt wurden Sozio-

loginnen, die im akademischen Feld tätig sind, zu veränderten (Erwerbs- und Sorge)Arbeits-erfahrungen in Corona-Zeiten. Statt dass die gängige These einer Re-Traditionalisierung der Geschlechterverhältnisse (siehe u. a. die öffentlichen Auftritte Jutta Allmendingers) bestätigt worden wäre, weisen die Befragten darauf hin, dass die traditionellen Geschlechterverhältnisse nie verschwunden gewesen seien, dass sie jedoch in Corona-Zeiten stärker sichtbar würden. Hier ein Zitat aus den Interviews: «Also wenn [...] mein Sohn da ist, ich kann einfach nicht, ich kann ihm ja nicht sagen er äh, äh er darf dann nicht vier Stunden in mein Zimmer, ääh, also mein Schlaf-, [...] und Arbeitszimmer reinkommen.» Quelle: Hannah Gill, *Soziologie und Corona: Zum Umgang mit veränderten Arbeitsbedingungen am Beispiel der Gender Studies*, 2021, Masterarbeit an der Goethe-Universität Frankfurt am Main (unveröffentlichtes Manuskript), S. 58. Siehe auch: Bettina Kohlrausch u. Aline Zucco, Die Corona-Krise trifft Frauen doppelt. Weniger Erwerbseinkommen und mehr Sorgearbeit, in: *WSI Policy Brief*, 2020, Heft 40, S. 1–12; Birgit Blättel-Mink, Sarah Speck und Helma Lutz, Was im Lockdown unsichtbar bleibt – Drei Perspektiven auf die «Systemrelevanz» von Care-Arbeit in der Corona-Krise, in: *Aktuelles, Website Fachbereich 03: Gesellschaftswissenschaften, Goethe-Universität Frankfurt am Main*, 2020, <https://www.fb03.uni-frankfurt.de/42454333/Aktuelles#care>, Zugriff am 14. September 2021.

24 Siehe z. B. Viktoria Spinrad, Universitäten planen mit Präsenzlehre im Herbst, in: *Süddeutsche Zeitung*, 2021, <https://www.sueddeutsche.de/bayern/bayern-universitaeten-coronavirus-praesenzlehre-1.5377206>, Zugriff am 14. September 2021